

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Doris Dörrie

Diebe und Vampire

Roman

Diogenes

Umschlagillustration:
Cecilia Stevens, ›Ruby-Throated
Hummingbird‹, 2008
Copyright © Cecilia Stevens
Foto: Copyright © Danielle Stevens

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2015
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
300/15/8/1
ISBN 978 3 257 06918 1

Ich habe sie immer »die Meisterin« genannt, nie bei ihrem richtigen Namen, und wenn ich heute an sie denke, denke ich immer noch an sie als »die Meisterin«, und wenn ich über sie schreibe, kann ich nur so über sie schreiben.

Es war in Mexiko, 1984, als ich sie zum ersten Mal traf. Ich war Studentin, verknallt in einen siebzehn Jahre älteren, verheirateten Mann, der mich auf diese Reise eingeladen hatte. Wir wohnten in einem Vier-Sterne-Hotel hoch auf den Klippen, und jeden Morgen nach dem Frühstück stiegen wir eine steile Steintreppe hinunter ans Meer. Der Mann, den ich liebte, war Dermatologe und machte eine Zusatzausbildung als Schönheitschirurg, weil er sich davon zusätzliche Einnahmen erhoffte, um seine Scheidung und Unterhaltszahlungen für die drei kleinen Töchter zu bezahlen. Bisher hatte er aber seiner Frau noch nicht gesagt, dass er vorhatte, sich scheiden zu lassen. Er nannte es seine Taktik. Ich war unglücklich und verwirrt und wusste nicht, wie

mein Leben mit oder ohne ihn weitergehen sollte. Und mitten in dieser Verwirrung fand ich in Mexiko meine Meisterin.

Sie kam die steile Treppe heruntergeschwebt in einem eleganten, schwarzen Badeanzug, weitkremziger Sonnenhut über einem weißen, um den Kopf gebundenen Seidenschal, schwarze Sonnenbrille. Ihre Haut war blass, ihre Beine lang und schlank. Sie war vielleicht Anfang fünfzig, so alt wie meine Mutter, aber das kam mir damals nie in den Sinn, weil sie so anders war. Sie trug eine mit Blüten bestickte Basttasche über dem Arm, gefüllt mit Büchern. Gefolgt wurde sie von ihrem Mann, er war deutlich jünger und im Gegensatz zu ihr tief gebräunt. Mit seinen kurzen Beinen und seiner breiten, dunkelbraunen Brust erinnerte er mich an ein Brathendl. Sie waren ein seltsames Paar, so wie der Dermatologe und ich in ihren Augen wohl auch ein seltsames Paar waren. Wir passten optisch schlecht zusammen, er hatte bereits die ersten grauen Haare und wirkte seriös, ich dagegen sah zu meinem Ärger immer noch aus wie ein Teenager. Manchmal hielten die Leute uns für Vater und Tochter, was ihn amüsierte und mich entsetzte.

Auch seinen Namen werde ich hier nicht preisgeben, weil ich immer noch Angst vor seiner Frau habe. Ich werde ihn Pe nennen.

Mitten in der Nacht kamen wir in Acapulco an. Die schwüle Hitze erkannte ich wieder, dunkelviolette Bougainvilleen, groß wie Bäume, leuchtend rote Hibiskusblüten, bleiche Geckos, die über die Wände huschten, und natürlich die Sprache – all das erinnerte mich an Ferien in Spanien als Kind. Das war noch gar nicht so lang her, ich war erst zweiundzwanzig, aber ich redete bereits von »meiner Kindheit«, was Pe jedes Mal amüsierte. Meine Mutter durfte nichts von ihm erfahren, denn sie hätte unerträglich liebevoll auf mich eingeredet und sich dabei gedacht: Was will mein junges, einigermaßen hübsches Kind mit diesem alten Sack? Ich wusste es selbst nicht genau, bildete mir ein, ihn zu lieben, obwohl ich im Grunde genommen nur verliebt war, aber ich kannte den Unterschied noch nicht. Die richtigere Frage wäre gewesen, was Pe eigentlich mit mir wollte. Er hatte seine Frau verlassen, weil das Leben mit ihr ihn erstickte, erklärte er, nicht, weil er sich in mich verliebt hatte. Ob er überhaupt in mich verliebt war, wusste ich nie genau, dabei lebten wir schon fast zwei Jahre zusammen. Ab und zu, meist aus heiterem Himmel, liebte er mich so, wie ich es mir immer erträumt hatte, und danach litt ich wochenlang darunter, dass es nicht mehr so war.

Er war erfolgreicher Arzt mit Praxis in guter

Lage, ich hatte weder Geld noch Plan. Er bezahlte Miete, Strom und Lebensmittel, und ich jobbte bei McDonald's, um mir Zigaretten, Kino und Second-hand-Klamotten leisten zu können. Unser finanzielles Ungleichgewicht störte mich, aber mir fiel nichts ein, womit ich es grundlegend hätte verändern können. Ich spielte die Rolle der flippigen, jungen Frau, weil ich wusste, dass ihm das gefiel. Auf unserer Reise trug ich tagein, tagaus eine grüne, seidene Pyjamahose zu einer grauglänzenden Smokingjacke, die in Amerika *shark skin jacket* genannt wurde, nur deshalb hatte ich sie mir gekauft. Sie sollte mich beschützen, mir die gefährliche Haut eines Hais geben, die ganz glatt aussieht und einem die Finger aufschlitzt, wenn man sie berührt. Ich hatte sie in einem Laden in Los Angeles gefunden, der nach Mottenkugeln stank und in dem ich jeden Tag vorbeischaute, denn Pe machte eine Fortbildung zu *faceliftings*, wie sie in Deutschland noch unbekannt waren. Morgens fuhr ich ihn im Leihwagen zu seinem Kurs und ließ mich dann den ganzen Tag im Auto durch die Riesenstadt treiben wie in einem Fischstrom. Abends holte ich ihn wieder ab. Da war er meist müde, wollte nur noch essen und ins Bett gehen. Er vertröstete mich auf Mexiko, zwei Wochen in Mexiko am Strand, kurz vor Weihnachten. Ich vermied die Frage, wo er dann Weihnachten

feiern würde, mit mir oder mit seiner Familie wie im letzten Jahr. Ich hatte, wie immer, den Heiligabend mit meiner Mutter verbracht, die sich wie immer betrank und irgendwann anfing zu weinen, und wie immer hatte ich geschworen, nie wieder Weihnachten mit ihr zu verbringen.

Und? Was hast du den ganzen Tag gemacht?, fragte er mich jeden Abend.

Nichts. *Nada. Nothing*, antwortete ich jedes Mal.

Nach einer Weile beantwortete er sich seine Frage selbst, und ich lächelte nur noch dämlich. Nichts. *Nada. Nothing*.

Zum Abschluss des Kurses gab es eine Dinnerparty der Teilnehmer mit Ehefrauen, zu der ich in Haijackett und Pyjamahose erschien, was mit Befremden aufgenommen wurde, aber Pe sichtlich freute. Durch mich unterschied er sich von all den anderen respektablen Ärzten und ihren ältlichen Ehefrauen mit ihren kunstvoll operierten Gesichtern. Er sah sich, obwohl er ein konventionelles Leben führte, gern als Anarchist, was ich bedrohlich fand, denn es bedeutete doch wohl, dass er nichts von einer festen Beziehung hielt. Dank mir fühlte er sich exotisch und provokant, und dieses Spiel spielte ich gern mit, denn es funktionierte umgekehrt für mich ähnlich. Meine Altersgenossen fanden es unmöglich, einen so arrivierten und alten

Liebhaber zu haben, beneideten mich jedoch um teure Restaurantbesuche und besonders um diese Reise nach Amerika und Mexiko. Ich liebte den Luxus mit Pe und verabscheute mich pflichtgemäß dafür, aber nur ein bisschen. Alles war krumm und schief an dieser Beziehung, doch da ich fest von meiner Liebe überzeugt war, sah ich es nicht, sondern spürte es nur ab und an wie einen leicht ziehenden Zahnschmerz.

Ich benutzte die schwierige Liebe zu Pe, um nicht darüber nachzudenken, wo ich eigentlich hinwollte mit meinem Leben. Lustlos studierte ich Amerikanistik und Ethnologie vor mich hin und träumte gleichzeitig von etwas, das fast obszön klang und das ich kaum vor mir selbst auszusprechen wagte: Ich wollte schreiben. Ich schleppte ein amerikanisches Schulheft mit schwarzweiß marmoriertem Einband mit mir herum und machte Notizen für Geschichten, die ich dann nie schrieb oder schnell wieder aufgab, weil sie mir so banal vorkamen. Mit niemandem sprach ich über diesen Traum, denn er erschien mir ähnlich absurd, als hätte ich vorgehabt, Synchronschwimmerin zu werden oder Harfespielerin – nur hätte ich in diesen beiden Fällen gewusst, was zu tun wäre: nämlich zu üben. Beim Schreiben war mir unklar, wie das gehen sollte. Wie sollte ich etwas üben, was man entweder konnte oder nicht?

Es gab keine Ausbildung für Schriftsteller, denn es schien etwas Naturgegebenes zu sein, das man war oder nicht, aber nicht werden konnte. Deshalb klang der Satz ›Ich will Schriftstellerin werden!‹ maßlos und auch dumm, und ich verbot ihn mir.

In Los Angeles hatte ich einen Buchladen auf dem Sunset Boulevard gefunden, der ›Book Soup‹ hieß. Stunden über Stunden hatte ich mich dort herumgetrieben, mich kreuz und quer durch alles gelesen, was mich interessierte, vornehmlich Kurzgeschichten von Fitzgerald, McCullers, Cheever und besonders die von Raymond Carver, von dem ich schließlich ein Buch klaute, weil sie mir so gut gefielen.

Dort hatte ich auch immer wieder die Regale mit den *How to*-Büchern durchstöbert, die Titel hatten wie *How To Write a Novel and Sell it*, *How To Find a Literary Agent*, *How To Write a Screenplay* – aber die Ratschläge, die dort aufgelistet waren, erschienen mir so fremd und kompliziert wie französische Saucenrezepte. Halbbetäubt stolperte ich den Sunset Boulevard entlang, vorbei an einem Altersheim, wo hutzlige, alte Menschen in Rollstühlen auf dem Balkon saßen und hinter großen gelben Brillen in die harte kalifornische Sonne starrten. Keiner von ihnen las. Nie. Das weiß ich noch, dass mir das auffiel.

Ich selbst konnte mir nicht vorstellen, ohne Buch das Haus zu verlassen. Ich wäre in Panik geraten. Ohne Buch irgendwo zu stranden hätte bedeutet, dem Schrecken der Einsamkeit vorgeworfen zu werden wie einem Rudel Wölfe. Zwei Waffen hatte ich dagegen: Bücher und Männer.

In einem überfüllten Bus fuhren wir durch die fremdartig heiße Nacht. An den vielen Stopps in kaum beleuchteten Dörfern reichten Frauen und Kinder aufgeschnittene Papayas, Mangos, Ananas und Kokosstücke an die Busfenster, Erdnüsse und *tamales*. Ich hatte Hunger, war quengelig wie ein Kind, aber Dr. Pe verbot mir, etwas zu essen oder etwas anderes zu trinken als warme Cola, die ich hasste, weil er meinte, ich bekäme sonst sofort Moctezumas Rache. Als wir endlich morgens um vier in dem kleinen Fischerort ankamen, der uns als Geheimtipp von einem seiner Kollegen in Los Angeles genannt worden war, brannte nirgendwo Licht, als sei im ganzen Ort der Strom mit einem einzigen Schalter abgedreht worden. Die Passagiere, die mit uns ausstiegen, verschwanden lautlos und schnell in der Dunkelheit, wir stolperten durch das Dorf. In offenen Hauseingängen brannten Kerzen, in deren Schein große Familien zu erkennen waren, die auf dem Boden hockten oder lagen. Man

wies uns freundlich den Weg zum Hotel ›La Florida‹, das vier Sterne besaß und für mich niemals bezahlbar gewesen wäre.

Auch im Hotel brannten nur ein paar Kerzen an der Rezeption, und ein schlafzerknauschter Nachtportier suchte nach unseren Namen, Mrs. and Mr. Pe, was ich mit Genugtuung registrierte, denn es gab ja noch Pes echte Ehefrau, die sich weigerte, sich als seine Ex-Ehefrau zu betrachten. Ich hatte sie nur zweimal gesehen, sie erschien mir steinalt und verhärtet mit ihren vierzig Jahren, ich nannte sie die Backpflaume. Die drei Töchter waren verwöhnte Schnecken, die Klavier- und Ballettunterricht bekamen und frisch gebügelte Kleidchen trugen. Sie machten mich eifersüchtig bei den wenigen Besuchen, die ihnen von der Mutter gestattet wurden, und ich war froh, wenn sie wieder verschwanden. Ich wollte Pe für mich allein und ohne sein Vorleben, das er anfangs so gern abschütteln wollte wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. Bis ihn dann die Sehnsucht nach seinen Gören packte und er erweiterte Besuchsrechte aushandelte.

Hier in Mexiko hatte ich ihn allein, ganz allein für mich, hier spielte ich seine Ehefrau, obwohl es mir nie in den Sinn gekommen wäre, ihn zu heiraten. Überhaupt jemals zu heiraten. Der Nachtportier murmelte *lo siento, lo siento*, es tue ihm leid,

nichts zu machen, er finde unsere Reservierung nicht, aber wir dürften uns an den Pool auf die Liegen legen, bis der Tagportier komme. Er gab uns zwei Handtücher zum Zudecken, obwohl es immer noch drückend heiß war. Pe schlief sofort ein, wofür ich ihn hasste, denn so fühlte ich mich verlassen in dieser tintenschwarzen Nacht, in der fremde Vögel unverhofft schrien wie Babys. Das Einzige, was geholfen hätte, wäre mein Buch gewesen, doch es gab nirgendwo Licht. Mein Herz begann schneller zu schlagen, ich bekam Angst, ich könnte von dieser Erde verschwinden, ohne noch irgendjemandem Bescheid sagen zu können. Ich fühlte mich beängstigend allein, aber wagte nicht, Pe zu wecken, weil ich seinen Zorn fürchtete, der Tage anhalten konnte. Erst der Sonnenaufgang ließ die Angst verblassen. Die Sonne stieg viel schneller auf als zu Hause, und bald hatte sie eine solche Kraft, dass sie jeden anderen Gedanken ausbleichte. In der Hitze erkannte ich die beruhigende Welt der Ferien wieder, den schläfrig vor sich hin schmatzenden Pool, die Insekten, die wie Minihubschrauber nahten, das Klappern von Geschirr aus der Küche, energisches Fegen in den Fluren, und da kam auch schon der erste Gast, ein Amerikaner, wie ich an seinen Boxershorts erkannte, und stürzte sich in den Pool, um seine Morgenbahnen zu schwimmen. Ich fühlte mich

verklebt und stinkig von der langen Reise, immer noch schlief Pe. In der Umkleidekabine zog ich meinen Bikini an, versuchte, meinen Bauch, den ich so verabscheute, zu ignorieren, ging nicht unter die Dusche, um mich nicht den Blicken des Amerikaners auszusetzen, und sprang ebenfalls in den Pool. Der Schock des kalten Wassers machte mich mit einem Schlag glücklich, ich legte mich auf den Rücken und blickte in einen Himmel wie aus blauem Glas. Verstand meine Nachtängste nicht mehr, war ein anderer Mensch. Als ich mich wieder auf den Bauch drehe und an den Beckenrand schwimme, sehe ich sie zum ersten Mal. Nur ihre Beine. Ihre eleganten Beine. Sie geht am Pool entlang, winkt dem schwimmenden Amerikaner zu und ruft: Bis gleich beim Frühstück! In der Hand hält sie ein Buch.